

# 1. Beilage zum „Wiesbadener General-Anzeiger“.

Nr. 260.

Freitag, den 6. November 1903.

18. Jahrgang



## Kunst, Literatur und Wissenschaft.

Von den Kunstkritikern.

Bei Victor ist zur Zeit allerlei Interessantes zu sehen. Zunächst Steppes, jener freisinnige Malerpoet, der eigentlich noch verhältnismäßig zu wenig geschätzt wird. Zwei Landschaften „Brühlwälder“ und „Melancholie“, führen uns in jene stille Welt der deutschen Träumerei und Poesie in jenen Ideensphären vollstündiger Romantik, in dem sich Naturen wie Eisenstein und Brentano, Thoma und Hugo begegnen. Steppes zeigt in den beiden Gemälden, wie wenig äußerer Mittel es bedarf, den Zuschauer in Stimmung zu setzen. Vor dem „Brühlwälder“ möchte man aufstehen und das Motiv ist nichts weiter als ein paar Bäume und ein blauer Himmel mit düsteren Wolken darüber. Aber die ganze, helle Farbgebung erzwingt ein Gefühl der Freude; ebenso wie wir vor dem andern Gemälde in eine schwermütige Stimmung versetzt werden. Auch hier nur ein paar Bäume und ein Fernblick in eine Landschaft, die uns an die Darstellungsweise unserer alten deutschen Meister erinnert. Aber hier sind die Farben, das ganze Grün und Blau einen Ton tiefer gesetzt und dadurch ein mehr gedämpfter Gesamteindruck erzielt, der wie ein Adagio wirkt. Nicht verschiedenwertiges hat Vader geschickt. Es ist schade, daß der Künstler in seinen Zeichnungen nicht selbst strengere Auswahl trifft. Das mindere wertige könnte zu Gunsten des Guten recht wohl ausgeschieden werden. In diesem Guten gehört besonders der Kopf einer Bäuerin, eine ganz vorzügliche Arbeit. Von einigen Gemälden von Piepho, die leider eine ungünstige Auffassung gefunden haben, ist besonders der „Sommerabend“ beachtenswert. Der „Septemberabend“ läßt sich an seinem heiligen Platz schwer beurteilen. Sehr ansprechend sind zwei Pastelle von Mannfeld, Stadtüber aus Michelstadt, forrekte Zeichnungen; ferner ein sehr lebenswürdiges, kleines Brühlwäldchen von Glücklich, ein „Interieur“ und eine „Winterlandschaft“ von Lang-Loris und schließlich ein „Winterabend“ von Engel.

Bei Vanger ist inmitten der Hofmann-Leistikow-Ausstellung auch für das „aktuelle“ Interesse gesorgt. Die „göttliche Sarah“ ist da zu sehen, wie sie aus der Zeit, da sie Marat malte. Marat läßt uns heute noch gleichgültiger als die große Sarah. Seine Farben sind verblichen und so steht man vor den Ruinen vergangener Effektmalerei. Tempel passat. Von Fr. Döper, einer hier lebenden Leistikow-Schülerin, sind einige lebenswürdige Talentproben, landschaftliche Studien, ausgelegt. In letzter Zeit hinzugekommen ist noch ein humoristisches Schwammerngemälde von Volkman. „Göttliche Sarah“, eine sehr hübsche kleine Landschaft von Baij und ein Gemälde von Kallreuth, „Mittagsruhe“, das aber in der rohen, skizzenhaften Art, in der es hingeworfen ist, nicht für den sonst so feinsinnigen Künstler als bezeichnend gelten darf.

„Kürschners Bücherstube“. Eine schätzenswerte Beigabe zu der in Hermann Hillgers Verlag, Berlin W. 9, erscheinenden populären Sammlung von Kürschners Bücherstube bildet der heuer zur Ausgabe gelangende Band Nr. 371: Dergener und Dergener von Margarethe Dergener. Die Verfasserin führt uns im Gewande eines spannenden Romans das Wesen der Dergenertheater mit all ihren Licht- und Schattenseiten vor. Preis 20 Pfennig.

„Es bläsen die blauen Haisaren.“ Wie wir erfahren, ist eine hübsche und ansprechende Vertonung des Heine'schen Gedichtes „Es bläsen die blauen Haisaren“, das unser Wochenplauderer in seiner letzten Wiesbadener Streifzüge“ zitierte, von Julius v. Pfeilschiffer, einer hier ansässigen Komponistin im Verlage von C. F. Kahnt, Nachf. in Leipzig erschienen. Dieses Lied wie einige andere unserer begabten Mitbürgerinnen wurden am vorletzten Sonntag in einem in Wörsheim von dem dortigen Gesangsverein „Harmonie“ veranstalteten Kongerte von Herrn Josef Gerharts (vom hiesigen königlichen Theater) sehr wirkungsvoll zu Gehör gebracht und ernteten, wie die „Wäzinger R. Nachr.“ mitteilen, beim Publikum großen Beifall. Der Preis des oben genannten Liedes ist 80 A.



Wiesbaden, 5. November.

C. Ludwig von Hofmann-Vortrag. Montag Nachmittags sprach im Kunstkabine Vanger Herr Walter Mothes, ein junger hiesiger Kunsthistoriker, gelegentlich der 2. v. Hofmann-Ausstellung über diesen interessanten Künstler. Ueber Hofmann, den vor einigen Jahren Oskar Ollendorff mit einem glänzenden Vortrag hier eingeführt hatte, läßt sich heute wenig neues mehr sagen. Redner beschränkte sich daher darauf, eine allgemeine Charakteristik der Hofmann'schen Kunst zu geben. Hofmann, führte er aus, ist kein eigentlicher Landschaftler und kein

bloßer Altmeister. Sein Gebiet ist auch nicht das des Idylls. Am besten könnte man ihn einen Stimmungsmaler nennen. Und diese Stimmung, die fast auf allen Bildern die gleiche ist, die eigentliche Grundnote seines künstlerischen Lebens ist die Freude. In diesem Sinn sind auch seine meist lebhaften Farben zu verstehen, die er nur anwendet, um in ihnen die Stimmung wiederzugeben, die er gewollt hat. Ein anderes Moment ist das musikalische (besser gesagt das rhythmische) in seinen Werken. Etwas durchaus rhythmisches ist seinen tanzenden Frauen, seinen wogenden Wellen, wie überhaupt seinen Gesamtkompositionen eigen. Man könnte ihn fast einen Phantasten nennen, doch ist er es zum mindesten in ganz anderem Sinne wie Böcklin. Ist dessen Auffassung ein völlig objektiver Pantheismus, so ist die Hofmann's ein mehr subjektiver. Redner schloß mit einer kurzen Erklärung der ausgestellten Gemälde den Vortrag, der sehr beifällig aufgenommen wurde.

in Reichshallen-Theater. Wieder ist eine neue Künstlerchor auf der Spezialitätenbühne in der Stiftstraße eingezogen, die einen Besuch zu einem lohnenden macht. Zur Freude gewiß vieler Reichshallenbesucher ist von dem zweiten Oktoberprogramm eine Nummer prolongiert worden, die damals ungeheuren Beifall gefunden hat, wir meinen Mary Walter, die reizende Soubrette. Sie ist auch diesmal der Anerkennung des Publikums sicher, ebenso wie ihre Kollegin Trigi Reichenberg die sich durch ihren lebhaften und routinierten Vortrag und ihre fesselnde Erscheinung die Gunst der Zuhörer leicht zu erwerben weiß. The Artons zeigen Darbietungen, die man mit gutem Gewissen ebenso originell wie überraschend nennen darf. Jean Smith bleibt den hohen Anforderungen, die unser verwöhntes, modernes Publikum an einen guten Salonhumoristen zu stellen pflegt, nicht schuldig. Jean Smith ist ein Komiker der rückhaltlosen Anerkennung verdient. Aus der ersten Programmhälfte ist als eine Glanznummer noch zu erwähnen das Auftreten des Glacéphonium-Virtuosen Bruno Neubauer. Damit können wir zur zweiten Programmhälfte, die durch Claude Planque, auf dem Zettel Vortragsbühne genannt, sehr wirkungsvoll eröffnet wird. Auch ihr können wir unser Lob spenden. Die nächsten, die sich des ungeheuren Beifalls erfreuen durften, sind die Brothers Sellenos, die mit ihrem Lustpotpourri auf einer schwebenden Horizontalleiter etwas wirklich Neues in vollendeter Weise geben. Mit zu den besten Darbietungen des Abends gehören unstreitig die des japanischen Künstlerpaars Wang Ling und Soro, mit ihrem höchst originellen und interessanten Musikstück und last not least die japanischen American Centrics und Boyer Herwood and Herwood, die die Zuhörer so amüsieren können, daß sie aus dem Saal nicht herabkommen können. Wenn wir nun noch der Wahrheit entsprechend auch die Leistungen der rührigen Kapelle als gut bezeichnen, so haben wir dem Reichshallen für die erste Novemberhälfte ein Zeugnis ausgestellt, das ihm hoffentlich recht viele Freunde zuführen wird.

Ueber die Anwendungsformen der Naturheilmethoden wird am Freitag den 6. d. M. abends 8 1/2 Uhr Herr Dr. H. Schmidt aus Mainz im Auftrag des hiesigen Vereins für volkswirtschaftliche Gesundheitspflege in der Loge Plato einen Vortrag halten. Redner wird sich über Wasseranwendung, Licht- und Luftbäder, Heilgymnastik, Massage und dergl. verbreiten und zeigen wie sich der Vortag zu verhalten hat. Damit aber der Vortrag auch praktische Früchte trägt, wird Herr Dr. Schmidt auch die Anwendungen in einem längeren Kursus lehren. Es wird eine solche Gelegenheit zweifellos allseitig begrüßt werden. Wir empfehlen daher den Besuch des Vortrages. Das Eintrittsgeld beträgt nur 50 A während Mitglieder des V. f. v. G. freien Zutritt haben.

Scharr'scher Männerchor. Am kommenden Sonntag, den 8. November bezieht der Verein sein 9. Stiftungsfest, bestehend in Konzert und Ball im großen Saale des Rath. Vereinshauses, Doppeimerstraße 24. Der Vereinsdirigent Herr Herm. Stilleger hat hierzu ein sehr abwechslungsreiches, künstlerisches Programm aufgestellt. Als Solisten sind vertretenen Fr. Anna Steinhaus (Sopran) und Herr Ryl. Kammermusiker L. Scharr (Altsopran). An Chören bringt der Verein zum Vortrag: „Dem Wein mein Lied“ von J. Schwarz, „Morgenlied“ von J. Wt., „O ewig schöne Maienzeit“ von R. Schaub, „Vergißmeinnicht“ von L. Scharr, „Blumengeplauder“ von J. Waldmann, „Weim Liebchen zu Haus“ von Ph. Orth und „Braun Maidelein“ von J. Jüngst. Den Besuchern können einige recht gemächliche Stunden in Aussicht gestellt werden. Die Vollerleitung liegt wie schon seit Jahren in den bewährten Händen des Herrn Julius Bier.

Um seine postlagernden Briefe zu sichern und zu beschützen, daß Unbefugte sie in Empfang nehmen, gibt es ein einfaches Mittel, das jeden Mißbrauch ausschließt. Bekanntlich haben alle Reichsbanknoten eine Nummer, die als solche nur einmal vorkommt. Wer seine postlagernden Sachen nun ganz sicher vor Auslieferung an Unberechtigte schützen will, braucht sich nur in den Besitz eines beliebigen Reichsbanknotens zu setzen und läßt dann seine Postsendungen adressieren: An den Vorzeiger des Reichsbanknotens Nummer so und so. (Ein praktisches Mittel — wenn man 5 A übrig hat. Red.)

## Gesellschaftliches.

Englische Straßpredigt. Wenn man die Leute, die über ihre Gesundheit Klage führen, nach ihrer Lebensweise fragt, so kann man in den meisten Fällen feststellen, daß sie ihr Tagewerk gleich mit einer großen Thorheit beginnen, indem sie starken Bohnenkaffee zum Frühstück trinken. Bohnenkaffee ist aber nur für durchaus kräftige und kerngesunde Personen und auch für diese nur dann ein unschädliches Getränk, wenn er sehr mit Wasser getrunken wird. Alle anderen Personen, namentlich Kranke, Frauen und Kinder sollten den Bohnenkaffee gänzlich meiden. Sie mögen sich an dem bewährten, absolut unschädlichen, und den wohlbeläunlichen Rathweins Walskaffee erquicken, der in Bezug auf Gehalt und Wohlgeschmack als ein vollwertiger Ersatz des Bohnenkaffees gelten kann.

Reiben ermüdet und hartes Reiben hat noch dazu den Nachteil, daß sich das Seifenstück zu rasch abnutzt. Es giebt nun allerdings Seifen, aus welchen ohne hartes Reiben kein Schaum herauszubringen ist und bei denen tüchtig aufgedrückt werden muß. Dies ruiniert jedoch die Gewebe. Deshalb, wenn Sie diesen Nachteil bei der für gewöhnlich verwendeten Seife bemerkt haben, weshalb nehmen Sie keine gute Seife? „Sun-light Seife“ giebt schon nach wenigen Strichen reichen Schaum, kann daher sehr sparsam verbraucht werden, schon die Wäsche und macht sie schneeweiß.

## Kirchliche Anzeigen.

Israelitische Cultusgemeinde.

Synagoge Wiesbaden.

Freitag Abends 4.30 Uhr.  
Sabbath Morgens 9, Nachm. 3, Abends 5.40 Uhr.  
Wochentage Morgens 7, Nachm. 4.30 Uhr.  
Die Gemeindebibliothek ist geöffnet: Sonntag von 10 bis 10.30 Uhr.  
Alt-Israelitische Cultusgemeinde. Synagoge: Friedrichstr. 25.  
Freitag Abends 4.30 Uhr.  
Sabbath Morgens 8.15, Nachm. 3, Abends 5.40 Uhr.  
Wochentage Morgens 7, Abends 4.15 Uhr.

## Rhein.-Westf. Handels- u. Schreiblehr-Anstalt

Rheinstraße  
103 I.



Größtes und  
renom.  
Institut am  
Platz.

Gründl. Unterricht in: einf., doppel., amerik. Buchführung, Rechnen, Korrespondenz, Wechsel- und Handelskunde, Kontopraxis, Schönschreiben, Stenogr., Maschinenschreiben. Erfolg garantiert. Zeugnis und Empfehlungen. Stellenvermittlung kostenlos.  
Die Damenkurse werden von Frau E. Schreiber geleitet.  
7446 Die Direktion.

## Kinder-Strümpfe

Mark 465  
sind die besten wollenen Kammgarn-

## Knaben-Strümpfe

Diese sind ganz geschickt mit verstärkten Fersen u. Spitzen sowie doppeltem Knie, daher außerordentlich dauerhaft.  
Größe 3 4 5 6 7 8 9 10  
Länge 11 12 13 14 15 16 17 18 19 20

— Musterpaare zu Diensten. —

Carl Claes, Wiesbaden

Rathhausstrasse 2.

## Wiesbadener Beamten-Verein.

Samstag, den 14. November, Abends 8 1/2 Uhr,  
findet in der Turnhalle, Hellmündstraße 25,

## Familien-Abend,

verbunden mit Gesangs-, musikalischen und humoristischen Vorträgen, sowie Tanz-Vergnügen statt.  
Der Vorstand.

Telephon 3083. englisch spoken.

## Electrische Lichtbäder

in Verbindung mit Thermalbädern  
mit neu eingerichteten Ruhezimmern. — Glühlicht  
und blaues Licht.

Herzlich empfohlen gegen: Nist, Rheumatismus, Gicht,  
Fehlucht, Asthma, Neuralgien, Schwinden, Nervosität, Frauen-  
leiden etc.

Eigene starke Kochbrunnen-Quelle im Hause.

Thermalbäder à 60 Pfg., im Abonnement billiger.

Badhaus zum goldenen Roß, Goldgasse 7.

3296 Hugo Kupke.



## Kohlen

kann in bester Waare zu den billigsten  
Preisen liefern und jede Menge ein, sich durch  
Probebezug von der realen und ausserordentlichen Bedienung zu überzeugen

W. Thurmman Jr., 6340

Wiesbaden, Wellmündstraße 19, Fernsprecher 546

NB. Coniumkohlen m. Geschäft zu den Preisen der Liste u. billiger.

## Directrice,

lange Jahre im Ausland, empfiehlt sich im Anfertigen  
von Costümen aller Art, Jaquets, Capes etc. elegant und  
die bei billiger Berechnung.

Modernisierung wird angenommen. In wie ausländische  
Journale vorhanden.

Moritzstr. 44, I.

# Trauringe

Kein Laden. — Grosses Lager. —

## Gold-, Silberwaaren und Uhren

kaufen Sie sehr billig im

Etagengeschäft von Fritz Lehmann, Goldarbeiter

Langgasse 3, I. Stiege, an der Marktsstrasse. 900





Nr. 260

(2. Beilage.)

Freitag, den 6. November.

1907

## Geheime Schuld.

Roman von Max von Weizenthurn.

Fortsetzung

Nachdruck verboten.

Graf Northon hatte sich erhoben. Er stand aufrecht in der Mitte des Zimmers, sein Angesicht war erdsehl. Was hatte er vernommen? Träumte er, oder war es nur ein trügerisches Herrbild seiner erhitzen Sinne? Barmherziger Gott, — wenn das Wahrheit war!

„Hinaus! Luft!“ röchelte er. „Ich ersticke, — ich werde wahnsinnig, wenn ich hier bleibe!“

Er taumelte wie ein Trunkener der Thür zu. Er öffnete die Thür, stürzte hinaus, eilte den Korridor entlang und die Treppe hinab. Tante Elisabeth folgte ihm mit stehend ausgestreckten Händen.

„Viktor — Viktor, mein Kind! Sprich nur ein Wort zu mir!“

Mit abwehrender Bewegung wies er sie fast heftig von sich zurück.

„Hinterweg von mir!“ rief er mit ersticker Stimmte. „Laßt mich allein, noch weiß ich nichts, nichts! Ich werde wahnsinnig!“

Und er eilte an ihr vorüber in den grauenenden Nebelmorgen der eben anbrach, hinaus. Der Regen schlug ihm ins Angesicht. Was galt es ihm? Die kalten Tropfen kühlten seine brennende Stirn, — seine Stirn, ja, aber nicht diese verlengende Gluth, die in ihm war, die sein Hirn versengte.

Die Minuten verfloßen, eine um die andere, — er achtete nicht darauf. Er hatte nur das unbestimmte Gefühl, als habe er einen Schlag vor den Kopf erhalten und dadurch jede Fassungskraft, jeden Gedanken verloren. In einem Chaos wirbelte Alles an ihm vorüber. Entsetzt hatte sich seines ganzen Seins bemächtigt. Er brauchte Zeit, um Klarheit zu gewinnen. Ein wilder Aufschrei, der plötzlich sein Ohr erreichte, traf ihn bis ins Innerste. Gleich darauf stürzte eine Frauengestalt aus dem Hause und ihm entgegen.

„Komme, komme!“ rief sie. „Er stirbt, — er stirbt!“

Sie umklammerte seine Hand und zerrte ihn gewaltsam mit sich fort, die Treppe hinauf, in das Sterbezimmer. Der Tod war ihr bereits zugekommen. Nur noch ein lebloser Körper war es, welcher dort steif und regungslos ausgestreckt lag. Ein zweiter Schrei durchdrang die Stille der Nacht, der Aufschrei einer gequälten Brust, und Blanka sank neben der Leiche nieder und bedeckte das erkaltete Gesicht, die erstarrten Hände mit heißen Thränen.

Neben ihr stand Graf Viktor, den Blick auf das marmorblassene Antlitz gerichtet. Keine Thräne feuchtete seine Augen, milberte die Gluth des wilden, verzehrenden Feuers, welches seine Seele durchgraste.

19.

Sechs Tage später kehrten Lady Carley und Graf Northon nach Schloß Potofsky zurück.

Berthel hatte während dieser Zeit ein einziges Mal Nachricht von Viktor erhalten und es war obenrein ein kurzes, zusammenhangloses Schreiben gewesen, in welchem er ihr den Tod seines Vaters mittheilte, sowie ferner, daß das Begräbniß, nach dem Wunsche des Verstorbenen nicht auf dem Schloß Northminster, sondern auf dem Gottesacker der nächsten Pfarre stattgefunden habe und daß sein Leben sowie auch der erfolgte Tod wie

bisher geheim bleiben sollten. An ihrer Trauung ändere sich nichts. Dieselbe solle, wie bestimmt worden, am 3. Oktober stattfinden. Kein zweites Schreiben folgte.

Hätte Berthel ihn geliebt, dies Schweigen hätte sie über raschen, verkehren müssen. Aber sie liebte ihn nicht. So verstand sie es leicht.

Zu vorgerückter Abendstunde langten Lady Carley und Graf Northon an. Stürmisch umarmte er Berthel. Er schien um Jahre gealtert; ein Ausdruck, den sie nie zuvor an ihm wahrgenommen hatte, lag auf seinen Zügen. Dies hatte nicht allein lediglich der Tod des Vaters hervorrufen können. Sie blickte ihn fragend an. Würde er sie aufklären?

Indem sein Blick abgewandt, düster die Arabesken des Teppichs zu seinen Füßen musterte, wiederholte er mechanisch, was bereits in seinem Schreiben enthalten gewesen war.

Sie stand schweigend vor ihm und lauschte seinen Worten. Hinter denselben lag zweifellos mehr verborgen, als sie wissen sollte.

„Fräulein Blanka, vermute ich, bleibt wie bisher in dem Landhause?“ fragte sie gleichgültig, nur, um das eingetretene Schweigen zu brechen.

„Ja, sie bleibt zunächst dort. Sie wird später auf Reisen gehen“, sprach er gepreßt.

„Kehrt sie nicht nach Cheshire zurück?“ forschte Berthel. In seinen Zügen zuckte es schmerzlich.

„Nein, sie kehrt nicht nach Cheshire zurück. Ihr Leben bleibt mit einem Verbrechen belastet!“ Die Worte rangen sich schwer über seine Lippen.

„Und sie ist unschuldig?“ fragte sie unerbittlich weiter.

Er blickte zu ihr auf, sein Herz schien zu bluten.

„Sie ist unschuldig!“

Hastig wandte er sich von ihr ab.

Berthel stellte keine Frage mehr, aber in ihren Augen glühte es plötzlich auf, wie ein verborgenes Feuer.

Tante Elisabeth ließ sich den Abend nicht mehr sehen.

Erst am nächsten Morgen begrüßte sie Berthel beim Frühstück, und das junge Mädchen fuhr unwillkürlich bei ihrem Anblick zusammen. Lady Carley war eine in sich zusammengefunkene Greisin geworden; tiefe Linien durchfurchten ihre Stirn, ihre Hände zitterten unsicher. Ihre Augen aber wandten sich fast nicht eine Sekunde von ihrem Neffen ab; es schien, als wenn sie ihn nie so innig geliebt hätte, als jetzt.

Die Veränderung, welche mit dem jungen Grafen vorgegangen war, trat mehr in seinem Benehmen als in seinem Aeußeren hervor. Eine fieberhafte Unruhe hatte sich seiner bemächtigt. Er schien unstät, wie ein ruckloser Geist, so daß selbst Berthels Nerven unter dieser Raslosigkeit litten. Zuweilen befiel ihn hingegen plötzlich ein Brüten und er konnte Stunden hindurch in trüben Gedanken verloren, dasitzen, um dann jählings eine an Exaltation grenzende Ausgelassenheit auszubrechen, welche Berthel, in Anbetracht des geschehenen, schmerzlichen Ereignisses, eben so sehr erschreckte, als seine bann dunkel gerötheten Wangen.



Bei Allem und in jedweder Stimmung ertrag er es jedoch nicht, sie aus den Augen zu lassen. Er verfolgte sie, wie ihr eigener Schatten; überall war sein Auge auf sie gerichtet, so daß sie schließlich selbst ihren Gleichmuth verlor.

Trat Graf Northon das Geheiß seines Vaters an, indem er selbst irrinnig wurde?

Indessen nahm die Zeit ihren unablässigen Lauf. Der Oktober rückte heran. Die Raslosigkeit Graf Northon's wuchs von Tag zu Tag. Der zweite Oktober kam. Der nächste Morgen mußte den Hochzeitstag bringen.

Berthel unterlag noch immer dem Gefühl, als wanderte ihr Fuß auf einem halblösen, schwankenden Boden dahin, der sich unter ihr öffnen mußte, um im entscheidenden Moment sie — oder wen sonst? — zu verschlingen!

Es mußte etwas geschehen. Dieser Gedanke wich nicht mehr von ihr. In vierundzwanzig Stunden würde sie hier Herrin sein! Sie schritt durch die stattlichen Räume des Schlosses Northminster, durch die blumengezierten Anlagen des Parkes. Der Plan einer Hochzeitsreise war genau entworfen, die Braut-Toilette lag fertig da. Würde die Sonne des nächsten Morgens sie in derselben erblicken?

Sie fragte es sich, sonderbarerweise, ohne Bangen, ohne sich unglücklich zu fühlen. Eine Art Apathie hatte sich ihrer bemächtigt. Gesaßt trat sie an das Schicksal heran. Was daselbe ihr bot, sie wußte es nicht, aber sie war gewillt, es hinzunehmen.

In letzter Zeit gedachte sie auch öfter jener Prophezeiung, die das Ende der Northons voraussagte. Sie wußte darum, — Graf Viktor hatte ihr einst im Scherz dieselbe mitgetheilt.

So wie ein einzelner Ton oft noch lange in unserem Ohre nachhallt, so vibrirte eine Strophe daraus fort und fort in ihr wieder:

„Wenn sich dem Hochzeitstage Wittum paart, stirbt Name und Geschlecht der Northons!“

Am Abend vor dem Tage, der ihr Hochzeitstag werden sollte, fühlte sie sich endlich von einer solch heftigen Migräne erfaßt, daß es ihr bleischwer im Kopfe lag.

Lady Carley brachte sie äußerst besorgt zur Ruhe und bewog sie, sich frühzeitig niederzulegen.

„Gute Nacht, mein Kind!“ sprach sie dann, als Berthel ihr willig Folge geleistet hatte, mit ungewohnter Mäßigung. „Möge es Dir gelingen, ihn glücklich zu machen, möge der morgende Tag Dein Glück besiegeln!“

Und thränenden Blickes sah sie auf das junge Mädchen. Worte schienen ihr auf den Lippen zu schweben, die auszusprechen es ihr an Muth gebrach. Berthel, überrascht, umschlang sie liebevoll und barg ihr Antlitz an der Brust der Greisin.

„Ich will es versuchen, Tante Elisabeth!“ flüsterte sie, „Wahrlich, er soll an mir eine treue und gute Gesährtin finden!“

So schieden beide Frauen. Berthel war endlich allein. Sie lag auf ihrem Bette, die großen Augen gedankenvoll vor sich hin gerichtet. Aber sie dachte nicht. Ihr Geist vermochte die Gedanken in keine geregelte Bahn zu lenken. Theilnahmslos verfolgte ihr Blick die flackernden Schatten, welche die Flammen auf die gegenüberliegende Wand warfen, hörte sie das leise Säuseln des Abendwindes, den Schlag der altfächsischen Pendeluhr, deren vibrierender Ton langsam nachhallte, — neun, zehn, elf, Schläge; sie vernahm jeden einzelnen Ton klar und deutlich, ohne sich dessen bewußt zu sein.

Das Kammermädchen erkundigte sich nach ihren letzten Befehlen. Sie wünschte ihr eine gute Nacht und hieß sie gehen. Dann sprang sie auf; schlaflos so dazuliegen, sie war es nicht im Stande.

Die Uhr schlug zwölf.

Zwölf! Ein neuer Tag begann, — ihr Hochzeitstag! Sie schob den Riegel vor die Thür und begann auf- und abzuschreiten. So verbrachte sie wieder eine Stunde; es schlug ein Uhr. Der Ton schien sie an etwas zu erinnern. Sie hielt inne, trat an den Schreibtisch und hob eine verschlossene Kassette heraus. Sie öffnete dieselbe mittels eines kleinen Schlüssels, den sie stets an einer schmalen Kette trug, und entnahm derselben ein Packet Briefe nebst einer Photographie. Es war das Bildniß Karl Stuarth; die Briefe waren jene, welche er ihr nach Sandpoint geschrieben hatte.

Sie begann sie langsam durchzulesen, von Anfang bis zu Ende. Es mochten ihrer ein Duzend sein. Als sie geendet hatte, stellte sie die Schriften wieder zusammen, nahm die Photographie und blickte sinnend auf dieselbe.

„Wie schön er war!“ flüsterte sie unwillkürlich.

Was er jetzt wohl thun mochte? Sicher hatte er ihrer veressen, wie sie es nicht anders verdiente. Wenn der morgige Tag kam, würde er sich erinnern, daß es ihr Hochzeitstag war. Würde ihn diese Erinnerung schmerzlich berühren? Ein bitteres Lachen drängte sich auf ihre Lippen über die eigene Frage.

Er, Karl, er sollte sich Hretwegen nur einen Augenblick for-

gen? Er hatte zweifellos längst Berthel Darrell und jeden Gedanken an das Einst wie einen Ballast aus seiner Erinnerung verbannt. Und sie, sie hatte kein Recht, darüber zu klagen; sie hatte es selbst so gewollt. Mechanisch legte sie die Briefe zusammen, die Photographie darauf und verschloß alles wieder zu demselben Paket, welches sie in die Kassette zurücklegte.

„Lebe wohl, Karl!“ flüsterte sie müde, gebrochen. „Lebe wohl!“

Sie hatte auch davon Abschied genommen. So lange sie als Gattin Graf Northon's lebte, würde sie nie mehr einen Blick in diese Blätter werfen, aber sie vernichten, die letzten Erinnerungen, die sie an das Einst noch knüpften, — sie hätte es nicht vermocht, um keinen Preis.

Fast unbewußt war sie auf den Sessel vor dem Schreibtisch niedergefunken. Den Kopf auf die Rechte gestützt, sah sie da, den Blick vor sich hin gerichtet, müde, gebrochen, so wie ihr letzter Abschied geklungen, den sie, wie Geisterflüstern, übers Weltmeer gesandt, hatte. Sie sah unbewegt. Sie achtete nicht auf den Lauf der Zeit; sie sah nicht, daß die Dunkelheit der Dämmerung, daß diese dem hellen Tageslicht wich. Sie schien diesem Leben entrückt.

Sechs Uhr! Wie lange sie so dageessen! Mechanisch richtete sie sich auf, verschloß die Kassette, die noch offen stand, und stellte sie in den Schreibtisch zurück. Vorbei, — vorbei!

Sie wandte sich langsam zurück. Ein heller Sonnenstrahl, der erste dieses Tages, fiel voll in das Gemach und quer über ihren Weg.

Die Sonne war aufgegangen, die Sonne ihres Hochzeitstages, — auch ihres Glückes?

20.

Berthel trat ans Fenster, schlug die Vorhänge zurück und blickte hinaus in die sonnige Welt. Auf grünen Matten, an dem Geäst der Bäume und Sträucher hing noch der nächtliche Thau und strahlte die Schönheit des erwachenden Morgens in tausendfacher Farbenpracht zurück. Es war ein glänzender Oktobertag.

Eine kurze Weile schweiften ihre Augen über die Landschaft hin, dann wandte sie sich wieder ins Zimmer zurück und trat vor den Spiegel. Nein, ihr Aussehen war nicht anders als gewöhnlich, kaum um einen Schatten blässer und für eine Braut erklärlich, sogar „de rigueur.“ Sie nahm sich vor, die letzten freien Stunden für sich allein zu verbringen und zu warten, bis man kommen werde um sie zu holen.

Allmählich ward es im Hause lebendig. Sie entdeckte bald Graf Northon in den Parkanlagen bei seiner gewohnten Morgenpromenade.

Wie verstört, wie angegriffen er ausah! Dies sollte ein glücklicher Bräutigam sein, im Begriff, die Angebetete seines Herzens zu erringen! Sie verfolgte ihn mit ernster Miene, bis seine Gestalt ihren Augen entschwandten war.

Fortsetzung folgt.

## Das Haarfärbemittel.

Summoreske von Karl Pauli.

Theodor Renger war ein sehr braver Mensch, aber er war kurzfristig. Außerdem war er noch Kandidat der Philologie, Doktor und Lehrer an der höheren Töchterschule in B., einer Stadt von zehntausend Einwohnern, aber kurzfristig war er mehr als alles Andere.

O, diese Kurzzeitigkeit, was hatte sie ihm nicht schon für Kummer gemacht, was hatte er durch sie nicht schon zu leiden gehabt! Wie schlimm war es, wenn er das Dienstmädchen einer bekannten Familie aus Verbindlichkeit grüßte oder bei Tisch die Souciere mit der Kompottschüssel verwechselte, den Wein beharrlich in das Salzfaß, anstatt in das Glas seiner Dame goß und beim Gehen dem Lohndiener eine Krone statt eines Fünzigpfennigstückes in die Hand drückte.

Das waren recht trübe Momente in seinem Leben, aber er trug sie mit Fassung und Geduld, denn obgleich er Philologie studiert hatte, war er doch Philosoph genug, sein Schicksal, das er doch einmal nicht ändern konnte, mit Würde zu tragen. Und diese Fassung war sehr gut und diese Philosophie sehr weise, denn das Schicksal teilt Schläge und Krüffe aus, je nach Laune, und Theodor sollte weder von den einen, noch von den anderen verschont bleiben.

Zunächst war es freilich ein holder Kuß, den das Schicksal auf seine sechsundzwanzigjährige Stirn drückte.

Es war an einem jener schönen, sonnigwarmen, nicht allzu heißen Sommermittagsnachte, wie man sie in der gemäßigten Zone häufiger findet, als am Nordpol oder am Äquator. Theodor saß in einem öffentlichen Baranilunast-



lokal stumm vor seinem Glas und dachte an nichts, als ihm auf einmal einfiel, diese Beschäftigung aufzugeben und an etwas zu denken, und da er gerade nichts Besseres zu denken wußte, so dachte er: ich werde einmal durch das Fernrohr sehen, das dort einsam auf seinem Postamente tront, ebenso einsam wie ich und mir sehr unähnlich ist, da es weitsichtig ist und ich kurzsichtig bin.

Kaum hatte er diesen Gedankengang durchlaufen, so ging er schon hin. Nachdem er eine ganze Weile versucht hatte, die Kammerschraube des wagrecht liegenden Fahrenstodes, den er für ein Fernrohr angesehen hatte, zu lösen, — er glaubte, sie sei der Regulierungsapparat des Teleskops — fragte ihn ein in der Nähe sitzender, etwas beleibter, älterer Herr, warum er denn durchaus die Fahrenstange abschrauben wolle, die leicht herunterfallen und ein Unglück anrichten könne.

Der Schauplatz der Handlung war nämlich eine Fesenterrasse, über welche die Stange hinausragte.

„Entschuldigen Sie, gnädige Frau“, erwiderte Theodor höflich, „ich glaube, es sei ein Fernrohr.“

„Nein“, entgegnete der ältere Herr, „es ist ebensowenig ein Fernrohr, wie ich eine gnädige Frau, es ist eine Fahrenstange, und ich heiße Emanuel Lange. Aber“, fuhr er, über den unfreiwilligen Reim unwillkürlich lächelnd, fort, „wenn Sie diese herrliche Gegend durch ein Glas betrachten wollen, so habe ich hier einen Krimstecher, welchen ich Ihnen sehr gern zur Verfügung stelle.“

Mit diesen Worten reichte er ihm das noch im Futteral befindliche Doppelglas.

Dieser dankte höflich, nahm den Krimstecher heraus, und, denselben in der linken Hand haltend, führte er mit der Rechten das Futteral zum Auge und bemühte sich eifrig, durch dasselbe die Landschaft zu betrachten, was ihm allerdings nicht recht gelingen wollte.

Herr Lange hatte indessen den Irrtum bemerkt.

„Sie sind wohl etwas kurzsichtig?“ bemerkte er.

„Ach, leider nur zu sehr!“ erwiderte Theodor, „mehr wohl, als ich selbst gedacht habe, denn es gelingt mir nicht, selbst durch dieses jedenfalls vorzügliche Glas auch nur das Geringste zu erkennen.“

„Das ist gar kein Wunder, da Sie das Futteral statt des Glases benutzen, nehmen Sie nur das Glas vors Auge, so, wie es eingestellt, wird es gerade für Sie passen, und ich zweifle nicht, daß Sie ganz vorzüglich sehen werden.“

Theodor erröthete und beeilte sich, seinen Fehler zu verbessern. Kaum hatte er das Glas an die Augen gebracht, als er einen lauten Schrei der Ueberraschung ausstieß.

„Nicht wahr“, sagte Herr Emanuel Lange, „die Landschaft hier ist unvergleichlich!“

„Die Landschaft? Gewiß, gewiß! aber nicht ihr galt der Ausdruck meiner Verwunderung, ich habe da eben eine junge Dame gesehen, die so schön ist, wie ich noch nie ein Mädchen erblickt!“

„Wo denn?“

„Dort unten! Sie geht in Begleitung einer älteren Dame, und ein kleines Mädchen folgt ihnen.“

„So, so, nun, ich bin Ihnen sehr dankbar für ihr günstiges Urtheil! Die ältere Dame ist nämlich meine Frau und die beiden Mädchen meine Töchter!“

„O — mein — Herr!“ stotterte der Kandidat verlegen. „Macht nichts, macht nichts!“ beruhigte ihn der geschmeichelte Vater gutmüthig. „Sie sind eben kurzsichtig, sonst würden Sie wohl öfter so hübsche Mädchen gesehen haben. Meine Gese, nun ja, sie mag ja ein ganz hübsches Mädchen sein, aber von großer Schönheit habe ich an ihr noch nichts entdecken können!“

Theodor wußte nicht recht, was er darauf antworten sollte, er mochte nicht widersprechen, da der Vater der Schönen dann glauben könnte, er wolle ihm schmeicheln, und Schmeichelei haßte er wie jeder anständige Mensch. Bestätigen aber mochte er die Behauptung des Vaters auch nicht, erstens, weil er sie nicht theilte, und zweitens, weil ihm das unhöflich erschien. Er schwieg deshalb. Die Ankunft der Damen unterbrach die eingetretene Pause. Eben wollte er sich, um nicht zudringlich zu erscheinen, zurückziehen, als das kleine Mädchen auf ihn zukam, ihm mit einem leisen: „Guten Tag, Herr Doktor!“ schüchtern die Hand bot und einen hübschen Kniz machte.

„Kennst Du denn den Herrn?“ fragte der Vater erstaunt.

„Er freilich, Papa! Das ist ja Herr Doktor Menger, unser Lehrer in der vierten Klasse.“

Die beiden Damen waren mittlerweile am den Tisch herangetreten und während die ältere Theodor mit einem wohlgefälligen Blick betrachtete — denn er war, abgesehen von seiner übertriebenen Schlankheit, ein ganz ansehnlicher Mensch —, beschäftigte sich die jüngere eifrig damit, einem allerliebsten Kleinen, schneeweißen Seidenpintsch, den sie auf dem Arme hatte, die himmelblaue Schleife zurechtzubinden, welche seinen Nacken zierte. Noch stand der Kandidat unschlüssig, ob er bleibe oder ob er gehe, als Herr Lange ihn den Damen vorstellte. Hier, der Lehrer Elsens, Herr Doktor — er machte die übliche Pause, die jeder Vorstellende machte, der den Namen des Vorzustellenden nicht weiß oder vergessen hat, und fuhr dann fort: „Meine Frau Cäcilie“, — Theodor wußte nicht, ob es Zufall oder Absicht war, daß er die erste Silbe aussprach, als schriebe man sie Bah — „und Tochter Helene“, schloß er die Vorstellung, dann fügte er noch hinzu, „Daisi, der verzogene und verwöhnte Liebling der ganzen Familie.“

Pflichtschuldigt bewunderte Theodor den zum Streicheln von Else angeschleppten Hund und hatte wirklich Freude an dem hübschen, etwa fausthohen Tierchen mit den klugen Augen. Er war sehr zufrieden, in Gesellschaft Selens bleiben zu dürfen, die ihm jetzt noch besser gefiel als vorhin durch das Fernrohr; also nahm er die Einladung, Platz zu nehmen, dankbar an, und trotz seiner Schüchternheit gelang es ihm, die Familie, die allerdings keine großen Ansprüche stellte, ganz gut zu unterhalten.

So kam er in das Haus des Kaufmanns Ernst Emanuel Lange. Dem kundigen Leser wird es nun nicht zweifelhaft sein, was weiter folgt, und was sich von dem ersten Sonntagbraten, den er im Hause Langes verzehren half, bis zu jenem Mittwoch nachmittag zugetragen hatte, an welchem man ihn im Frack und mit weißen Handschuhen eben demselben Hause zusehern sah.

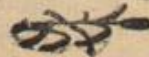
Er hätte gar nicht so ängstlich vor der Thür stehen zu bleiben brauchen, da drin wußte man längst alles und machte es ihm auch gar nicht schwer. Gerührt willigten die Eltern ein, Helene hatte schon längst eingewilligt, ein Jahr Brautzeit wurde als Bedingung gestellt und die Verlobung auf den etwa in vier Wochen stattfindenden Geburtstag Selens festgesetzt.

Nun gab es lauter glückliche Menschen. Theodor war selig, Helene unaussprechlich glücklich, Emanuel Lange vergnügt, Frau Cäcilie froh und heiter, Else lustig und Daisi fidel. Bei den beiden letzten Angehörigen der Familie Lange mißchten sich allerdings stark egoistische Regungen in die reinen Gefühle der Freude. Else nämlich war darum fröhlich, weil ihr Lehrer nun ihr Schwager wurde und es aus diesem Grunde mit den Schularbeiten nicht so streng nehmen würde. Und Daisys Hundeherz nahm weniger an dem Glück der Menschenherzen als an den in dieser Zeit häufiger als sonst aufgetragenen Gänsen, Sühnern, Reh-, Kalbs- und anderen Braten Theil.

Jedenfalls schwamm das ganze Langesche Haus in Sonne, und jedem hing der Himmel voller Geigen. Ein solches Gewitter sollte aber bald einen Tränensee verursachen. Daran war Herr Emanuel selbst schuld. Dieser Mann, der ein blühendes Geschäft, eine gereifte Gattin, zwei knospende Töchter und einen niedlichen Hund besaß, war mit diesen ihm aus dem Füllhorn des Glücks reichlich zugeworfenen Geschenken noch nicht zufrieden. Er geizte nach Erfinderruhm. In einsamen Nächten saß er mutterseelenallein in dem großen Vorratsspeicher seiner Kolonialwarenhandlung, kochte Mixturen, mengte Pulver oder bereitete beim hellen Schein der Lampe dunkle Laugen. Ein neues Mittel, Haar zu färben, lag ihm im Sinn. Jahrelang hatte er darüber nachgedacht, und zum Unglück Theodors mußte er der Entdeckung des Problems gerade in der Zeit am nächsten sein, welche zwischen dessen Werbung und öffentlichen Verlobung mit Helene lag.

Es war an einem Donnerstag Nachmittag gegen fünf, Frau Cäcilie saß auf dem Sopha und streichelte Daisi, Helene hängte am Fenster an einer Zwickerschur für „ihn“, und ihr Verlobter saß neben ihr und las das besessene Jerusalem vor, worüber die beiden Damen allerdings mitunter gähnten. Da stürmte Vater Emanuel ins Zimmer und rief: „Seureka!“

(Fortsetzung folgt.)







### Hausweisheit.

Unseliger ist nichts, als wenn dir immer ist  
Du seiest nicht zu Haus, wo du zu Hause bist.

Aus Lieb' oder aus Vernunft zu frei'n —  
Wie sollt' das nicht dasselbe sein,  
Da es doch nichts Vernunft'gers giebt  
Als eine freien, die man liebt!

In einer guten Eh' ist wohl das Haupt der Mann,  
Sedoch das Weib das Herz, das er nicht wissen kann.

### Große Wäsche.

Das Familiendrama hatte begonnen. Es war große — diesmal ausnahmsweise große — Wäsche, und dieser wichtige Akt im Leben einer Hausfrau war bis zu dem wichtigsten Moment gelangt, dem Trocknen.

Die Hausfrau wachte sehr früh auf. In der Waschküche herrschte denn auch bald reges Leben, aber — der Himmel war trübe, und mit ernstem, halb Born, halb Kummer ausdrückendem Gesicht ging die Hausfrau umher.

Der Hausherr war auch etwas kleinlaut, nicht direkt des bedeckten Himmels wegen — er hatte ja noch immer trockene Wäsche gehabt —, aber die Stimmung der holden Gattin war heute doch zu sehr von diesen Wolkenschatten beeinflusst, als daß er sie mit völliger Gleichgültigkeit betrachten konnte. Jeder Seufzer, den die Frau unwissentlich in der Waschküche ausstieß, rief ein wissentliches Echo in seinem Herzen wach, weil — noch nicht gut Wetter war, draußen, wie drinnen. Und dabei mußte er heute durchaus, ehe er ins Kontor ging, eine Unterredung mit seiner Frau haben, was gar nicht so leicht möglich zu machen war unter den obwaltenden Umständen. Ein Freund, den er viele Jahre nicht gesehen, weil er weit entfernt von ihm wohnte, weilte jetzt in der Nähe und hatte schon vor zwei Tagen angefragt, an welchem von den nächsten Tagen ihm sein Besuch am besten passen würde. Er hatte schon verschiedene Male den Versuch gemacht, sich darüber mit seiner Frau zu verständigen, sie hatte aber immer gerade in dem Augenblick keine Zeit gehabt.

Beim gemeinschaftlichen Frühstück heute hatte er wieder einen Anlauf gemacht, die Frau hatte ihren Kaffee schnell hinunter gegost und gesagt: „Gleich, lieber Mann, entschuldige mich nur einen Augenblick“ — und seitdem war sie verschwunden.

Die zehnjährige Martha wurde nun ins Waschhaus geschickt — der Hausherr selbst hätte sich um die Welt nicht in die Regionen gewagt, wo die Waschfrau das Szepter schwingt und seine Frau nicht imstande gewesen wäre, beim Anblick dieser Massen nasser Wäsche auch nur für einen Augenblick etwas anderes zu denken, als ob sie heute wohl noch trocken würden.

„Mama, Papa läßt dich bitten, i. . . auf einen Augenblick zu ihm zu kommen.“

„Gleich.“ sagte die Mama und ließ sich durchaus nicht an der Arbeit stören.

Endlich riß sie sich mit schwerem Herzen los, um ins Zimmer zu gehen, und mit halb nach der Tür und halb nach dem Himmel gewandtem Blick zu sagen: „Nun, was gibts? Über schnell, wenn ich bitten darf, ich habe keine Zeit.“

Der Mann trug seine Bitte vor, möglichst kurz und launig, um die liebe Frau günstig zu stimmen.

„Heute ist Donnerstag.“ sagte sie. „heute wird geseifert, sich getrocknet, morgen geplättet, dann rein gemacht, vor Sonntag ist es unmöglich.“ Damit war sie aus der Tür, ehe der Mann noch den Mund geöffnet hatte, um eine Petition zu Gunsten eines früheren Termins auszusprechen.

Am Nachmittag war die ganze weibliche Dienerschaft, die Hausfrau an der Spitze, im Eßzimmer mit Wäschelegen be-

schäftigt — es konnte heute noch gerollt werden, wenn man fleißig war. Da schallten frohe Worte herein, die von den freudig willkommen heißen Stimmen des Gatten beantwortet wurden. Der Freund war gekommen. Die Frau wünschte den Freund dorthin, wo der Pfeffer wächst, als das freudestrahlende Gesicht des Mannes in der Tür erschien.

„Liebe Frau, bitte einen Augenblick, der Hans möchte dich auch gern begrüßen. Ja, ja, alte Liebe rostet nicht!“ Auch das noch? In diesem Kostüm sollte sie sich präsentieren, das Haar von der vielen Bewegung in Unordnung geraten — der Freund war einmal ihr Kurmacher gewesen, als sie noch nichts von den Freuden und Leiden einer großen Wäsche kannte, aber es half nicht, sie mußte hinein und freute sich sehr, daß der liebe Freund sie so angenehm überrascht habe.

Dann eilte sie in die Küche, um mit glühendem Gesicht am Herd zu stehen, während der Mann drin im behaglichen Zimmer sich bei einem Glase Wein aufs Beste unterhielt. Ja, das war der gewöhnliche Lauf der Dinge, und die Frau das geplagteste Geschöpf unter der Sonne. Als sie sich am Abend totmüde zur Ruhe legte, dachte sie mit großer Erleichterung, daß nun drei Monate Zeit sei, bis es wieder — große Wäsche gäbe.



### Küche und Keller.

Kaffee à la Liebig. Für die Bereitung des Kaffees hat der berühmte Chemiker Justus Liebig ein klassisches Rezept gegeben. Nach diesem werden die Bohnen kurz vor dem Gebrauche gemahlen und zwar zu einem gröblichen Pulver, welches dem staubfeinen vorzuziehen sein soll. Man bringt dann ferner das Wasser mit zwei Drittel des zu verwendenden Kaffeepulvers zum Sieden und läßt die Mischung zehn Minuten kochen. Nach dieser Zeit wird das zurückgehaltene Pulver eingetragen und das Kochgeschirr sogleich vom Feuer entfernt; es wird bedeckt noch 5—10 Minuten lang stehen gelassen. Beim Umrühren setzt sich alsdann das auf der Oberfläche schwimmende Pulver rasch zu Boden, und der Kaffee ist, vom Pulver abgegossen, nun zum Trinken fertig. Ein Durchseihen desselben ist nicht nötig.



### Unsere Lieblinge.

Kinderfragen. „Mama.“ fragt Fräulein, „kann der liebe Gott den Donner nicht auch auf Gummirädern rollen lassen, damit wir nicht solche Angst zu haben brauchen?“ — Der kleine Franz hört von seiner Mama, als er einmal die Unwahrheit gesagt, sobald er noch einmal lügen würde, käme er in die Hölle auf den Nadelstuhl. Das Kind überlegt sich die Sache ein Weilchen, dann fragt es: „Mama, haben sie dort bloß einen Nadelstuhl?“ Und als die Mutter, den Grund der Frage nicht gleich einsehend, ihm antwortete: „Ja wohl, nur einen.“ ruft Franz mit einem Seufzer der Erleichterung: „Na, wenn dann ein anderes Kind lügt, heben sie mich doch wieder 'runter!'“



### Praktische Winke.

Um Flecke aus weißem Atlas zu entfernen tauche man eine weiße Watte in erwärmten Spiritus und reibe damit die besetzte Stelle. Es ist erstaunlich, meint die Hausfrau, wie rasch der Fleck verschwindet. Auf dieselbe Weise kann man beschmutzte, helle Atlaschuhe wie neu herstellen.

Das Alter der Gänse ist folgendermaßen zu erkennen. Untersucht man einen Gänseflügel, so findet man an dem äußersten Rücken desselben, dicht an der größten Schwungfeder, zwei kleine, schmale, spitzige, ungewöhnlich harte und sehr feststehende Federn. An der größeren derselben ist das sichere Merkmal für das Alter der Gänse leicht zu erkennen. Nachdem nämlich die Gans das erste Lebensjahr zurückgelegt hat, zeigt sich auf der äußersten Seite der Feder eine Rinne quer über der Feder, welche so aussieht, als wenn mit einer kantigen Feile dieses Merkmal eingeseilt wäre. Mit Ende des 2., 3., 4. u. s. w. Lebensjahres zeigt sich allemal eine Rinne mehr, so daß man das Alter der Gänse auf dieser Feder ablesen kann.